

ZEITGEIST

Moscheen-Kriege

JOSEF JOFFE: Das Recht auf Gotteshäuser ist so heilig wie die Pflicht zur Rücksichtnahme

»Warum dort?«, fragen New Yorker und meinet das geplante islamische Zentrum am Rande von Ground Zero. »Warum so hoch?«, echauffierten sich die Schweizer im Anti-Minarett-Entscheid. »Warum so riesig?«, murmelten die Münchner und stopten die Groß-Moschee in Sendling. »Nicht hier«, hiess es in Hamburg, wo die Polizei die Moschee als »Bruststätte des Fanatismus« versiegelte, in der Mohammed Atta und Mitverschwörer die Mondflüge ausgedacht hatten.

Das Cordoba-Zentrum von Manhattan, 15 Stock hoch, ist inzwischen ins Weiße Haus gerückt; erst hat Obama es bejaht, jetzt schwächt er ab. Der Streit hat die klassischen Reflexe ausgelöst. Links ist dafür, Rechts dagegen. Wer gegen »Cordoba« opponiert, sei intolerant, hysterisch, ein verkappter Rassist. Wer das Zentrum bejaht, ehre die Mörder von 9/11; die Saudis sollten gefälligt Kirchen und Synagogen daheim zulassen.

Sortieren wir vorweg die törichten Argumente aus. Religions- und damit Baufreiheit sind kein Gnadenerweis, sondern ein Heiligung westlichen Selbstverständnisses – in Amerika seit dem 17. in Europa seit dem 19. Jahrhundert, erst recht seit Stalins und Hitlers totalitären Ersatzreligionen. »Wie du mir, so ich dir«, und »Asio Reziprozität«, gilt im Vertrags- und Völkerrecht, nicht bei Glaubensfragen. Mit Moschee-Bauten tun wir den Saudis keinen Gefallen; wir ehren unsere beste Tradition.

Causa finita? Jetzt wird kompliziert. Nirgendwo geht es um Moscheen-Krieg um das »Ob«, sondern nur um das »Wo« und »Wie«. Das sind keine Gottes-, sondern Gesetzes- und Verhandlungsfragen. Niemand darf bauen, wo und was er will. Es gelten Traufhöhe und Ensembleschutz, Immissions- und Parkraumregeln. Ein Eros-Center neben der Schule ist genauso unwillkommen wie die Spielhölle im Reihenhäuser.

Obama will nun nicht mehr beurteilen, »ob die Entscheidung weise« war. Doch »weise« ist das Schlüsselwort. Denn im Miteinander des Multikulturalismus geht es immer um Empfindlichkeit und Empfindsamkeit. Und zum gedeihlichen Zusammenleben gehören immer zwei.

Ein altes Sprichwort rät, »im Hause des Gedanken nicht vom Strick zu reden«. Man muss nicht gleich die Keule eines deutschen Kulturzentrums in Treibkita schwingen, wie es Charles Krauthammer von der Washington Post getan hat.



Josef Joffe ist Herausgeber der ZEIT

Aber der Vatikan hat den Karmeliterinnen den Konvent und das Risenkreuz am Rande von Auschwitz untersagt. Ein serbischer Kirchenneubau in Srebrenica wäre nicht unbedingt ein Symbol der Versöhnung. Erinnern wir uns an die erfolgreichen Proteste gegen die Vertriebenenfunktionärin Erika Steinbach im Beirat der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung.

Orthodoxie ist nicht gleich Massenmord, und Islam nicht gleich 9/11. Aber in Srebrenica wie in New York hat eine pervertierte Minderheit im Namen ihres Gottes gemordet und Stacheln in der Erinnerung hinterlassen. Sippenhate wäre genauso pervertiert, nicht aber der Appell an Weisheit und Empfindsamkeit. Das Recht auf den Bau von Gotteshäusern ist unantastbar, aber wo und wie, das mögen Weisheit und Rücksicht bestimmen. Es ist nicht immer richtig, was rechtens ist.



Wie bekommen wir die Lehrer, die wir brauchen? Ein Gespräch mit der Zürcher Bildungsdirektorin Regine Appli

Foto: [M] Barbara Dreiner

»Wir sind überindividualisiert«, sagt die Sozialdemokratin und Juristin Regine Appli

DIE ZEIT: Frau Appli, konnten Sie während der Sommerferien darüber nachdenken, warum die Schule ein permanenter Unruheherd ist?

Regine Appli: Die Schule ist ein stabiler Tanker, kein Unruheherd. Gewisse Medien aber haben die Volksschule als Thema entdeckt. Mit 135 000 Volksschülern und 12 000 Lehrpersonen im Kanton Zürich gibt es täglich eine stüffige Geschichte über eine Auseinandersetzung auf dem Pausenplatz, einen unzufriedenen Lehrer oder eine frustrierte Mutter. Ich aber treffe engagierte Lehrpersonen und aufgeweckte Kinder. Wir müssen der Schule Sorge tragen, denn sie ist praktisch die letzte Klammer unserer Gesellschaft.

genannten bildungsfernen Schichten erfassen. Er hat uns aber keine neuen Erkenntnisse geliefert. Deshalb machen wir ihn nicht mehr.

ZEIT: Sollten Sie sich nicht aufs Wesentliche konzentrieren?

Appli: Was ist denn für Sie das Wesentliche? ZEIT: Die Besten als Lehrer zu bekommen und ihre Löhne drastisch zu erhöhen.

Appli: Löhne im öffentlichen Sektor müssen anders als in der Privatwirtschaft demokratisch ausgehandelt werden. Wie viel Geld man für die civil servants einsetzt, entscheidet die Politik, also das Parlament, das den Steuerfuß festlegt. Ich darf aber darauf hinweisen, dass der Regierungs-

herrscht grundsätzlich gutes Einvernehmen. Unruhe kommt erst auf, wenn Sparrunden drohen. ZEIT: Wie jetzt. Bis 2013 sollen Sie laut Regierungsbeschluss in Ihrem Departement 330 Millionen Franken sparen.

Appli: Warten Sie mal ab. Ganz so schlimm wird es wohl nicht werden. Die Finanzkrise ist zum Glück ohne große Spuren am Staatshaushalt vorbeigegangen.

ZEIT: Empfinden Sie sich manchmal als hilflos? Appli: Nein, die Finanzpolitik, die im Kanton Zürich und anderswo betrieben wird, macht mich eher wütend. Permanent schiebt man auf Steuerenkungen. Dabei wissen wir, dass unser Kanton und unser Land wegen der guten Leistungen attraktiv sind. Für den Kanton Zürich ist der Steuerwettbewerb besonders verhängnisvoll, denn er hat hohe zentralistische Lasten zu tragen. Wir können nicht mit dem Kanton Thurgau oder dem steuergünstigen Kanton Schwyz konkurrieren. Aber aus Angst vor Abwanderung wird die nächste Steuerenkung in die Wege geleitet. Mit der Folge, dass die nächste Sparrunde folgt. Wir betreiben so Raubbau an dem, was unsere Qualität und Attraktivität ausmacht. ZEIT: Das nennt man Föderalismus.

Appli: Stimmt, aber ein so kleines Land mit 26 Kantonen und 2600 Gemeinden müsste sich schon überlegen, ob diese Feingliedrigkeit noch Zukunft hat. Viele Aufgaben lassen sich in einer zeitgemäßen Struktur besser und günstiger erfüllen. Ich bin überzeuge Föderalistin, aber der Föderalismus brauchte dringend ein Lifting. ZEIT: Zurück zu Ihrem Feld. Heute hat ein Primarschüler bis zu neun Lehrpersonen. Ist das gut, wenn man weiß, dass ein Kind für eine gute Entwicklung Konstanz und Ruhe braucht?

Appli: Mit der neuen Ausbildung an der Pädagogischen Hochschule wurden die Mindestpensum der Lehrpersonen aufgehoben, weil keine Generalisten mehr ausgebildet werden. Das hat sich als Fehler erwiesen. Es hat dazu geführt, dass heute jede dritte Lehrperson ein Pensum unter 30 Prozent hat. Teilzeitarbeit in Ehren, aber diese Zersplitterung ist nicht gut für die Schule. ZEIT: Das ist doch ein Grund für die Feminisierung des Berufs. Nirgendwo kann man schöner Teilzeit arbeiten. Wer aber zu zehn Prozent arbeitet, ist nicht so bei der Sache wie ein Lehrer, der jeden Tag an der Schule ist.

Appli: Richtig. Kein Privatbetrieb würde das zulassen. Im Parlament ist ein Vorstoß hängig, der verlangt, Mindestpensum festzuschreiben. Ich bin froh darum. Die vielen kleinen Pensum führen zu Unruhe und generieren einen enormen Absprache- und Koordinationsbedarf. Das ist nicht gut für die Kinder und die Lehrpersonen. Ich finde, es sollte auch Müttern mit Kindern möglich sein, zwei oder drei Tage pro Woche zu arbeiten. Ich setze mich deshalb auch für mehr außerfamiliäre Betreuungsplätze ein.

ZEIT: Verschärft das nicht den Lehrermangel? Appli: Würden die vielen Kleinstpensum nur schon auf 50 Prozent aufgestockt, hätten wir keine Probleme mit der Stellenbesetzung. Und als es noch Mindestpensum gab, funktionierte es ja auch. Ich bin deshalb nicht so pessimistisch.

ZEIT: Der individualisierte Unterricht ist eines der großen Credo unserer Zeit. Jeder soll nach seinen Fähigkeiten gefördert werden. Das führt aber auch zu einer großen Unruhe im Klassenzimmer, weil manchmal bis zu drei Lehrpersonen gleichzeitig anwesend sind.

Appli: Die Forderung nach Individualisierung folgt einer gesamtgesellschaftlichen Optik. Was nach Verband oder gar Kollektiv tönt, ist heute grundsätzlich suspekt. Schule ist aber auch dazu da, soziales Verhalten zu lernen. Gerade für all die Wunschkinder, deren Einzigartigkeit von den Eltern Tag für Tag gepflegt wird, ist es wichtig, manchmal ins Glied zurücktreten zu müssen. Unsere Gesellschaft leidet an Überindividualisierung. Die Schule kann da etwas Gegensteuer geben. Die Konstanz der Beziehungen ist sowohl für den individuellen Lernerfolg als auch für den Klassenverband zentral.

ZEIT: Muss man nicht viel genauer schauen, wer sich von der Persönlichkeit her überhaupt für den Lehrerberuf eignet? Das ist doch das Schlimmste: Ein schlechter Lehrer macht alle unglücklich, nicht zuletzt sich selbst.

Appli: Guter Unterricht ist das A und O des Lernerfolgs. Und dafür eignet sich nicht jede und jeder. Die Pädagogische Hochschule führt mit allen Studierenden einen Eignungstest durch. Ich möchte, dass auch Vertreter anderer Berufsgruppen daran beteiligt sind. Zuweilen habe ich den Eindruck, die Pädagogen könnten noch stärker von den Erfahrungen aus anderen Berufsbereichen profitieren. Wir leben alle in derselben Welt. ZEIT: Sie haben zwei erwachsene Kinder. Haben Sie nie das Gefühl, die mussten in der Schule viel zu viel lernen?

Appli: Nein. Ich ärgerte mich eher darüber, wenn Unterrichtsstunden oder gar ganze Schultage ausfallen. Ich würde es sicher erfinden, wenn die Schüler unter Überlastung leiden. Ich bin ja mit allen Akteuren im ständigen Gespräch. Da

Das Gespräch führte PEER TEUWSEN

CH.

Advertisement for German insurance with text: 'UND WAS IST IHNEN LIEB UND TEUER?' and 'MEINE GESCHIRRSPÜLMASCHINE'. Includes images of a family and a man holding a sign.